

Das Flüstern des Nordlichts



Von der Zerbrechlichkeit des Bleibens

Impressum

Autor: Lukason

Günter Stockinger

Höfterstraße 88

5280 Braunau / Inn

E-Mail: info@etiligus.com



Titel: *Das Flüstern des Nordlichts*

Copyright © 2025 Lukason

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 - Die rationale Welt bricht ein.....	5
Prolog.....	5
Eiras Ankunft.....	12
Das erste Treffen.....	21
Kapitel 2 - Der Tanz der Sterne und der Gefahren.....	28
Erste gemeinsame Szenen.....	28
Der Fluch manifestiert sich sanft.....	37
Das Aufkeimen der Liebe.....	49
Kapitel - 3 Das Geheimnis der Vergangenheit.....	61
Eiras Ermittlung.....	61
Der Wendepunkt – Der Fluch wird real.....	78
Die Konsequenz.....	93
Kapitel 4 - Liebe gegen Schicksal.....	108
Lukas' ultimativer Verrat.....	108
Eiras Entscheidung.....	122
Kapitel 5 - Die letzte Nordlicht-Nacht.....	134
Der Große Sturm.....	134
Lukas' Opfergang.....	145
Eiras Jagd.....	156
Kapitel 6 - Das Bittersüße Schicksal.....	168
Der emotionale Höhepunkt.....	168

Die Auflösung des Fluches.....	177
Epilog (Ein Jahr später).....	186

Kapitel 1 - Die rationale Welt bricht ein

Prolog

Das Nordlicht spannte sich wie ein brennender Schleier über den Himmel, ein lebendiges Gewebe aus Grün, Violett und Silber, das sich in unruhigen Wellen über die Küste legte, als wolle es die Erde selbst verschlingen. Für Lukas, damals noch ein Kind, war es kein harmloses Schauspiel der Natur, sondern ein Atem, ein Flüstern, ein unheilvolles Versprechen. Er stand am Rand der Klippen, die Hände seines Vaters fest umklammert, und spürte, wie die Welt in diesem Moment nicht nur von Licht erfüllt war, sondern von einer Macht, die sich in seine Haut brannte. Der Wind peitschte ihm ins Gesicht, salzig und scharf, und die Wellen schlugen gegen die Felsen, als wollten sie das Land zerreißen. Die Luft war erfüllt von einem eigenartigen Summen, einem kaum hörbaren Ton, der nicht von den Wellen, nicht vom Wind, nicht von den Vögeln kam, sondern direkt aus dem Himmel zu strömen schien. Lukas fühlte, wie sich seine Brust zusammenzog, als ob das Licht selbst ihn berühren wollte, und er wagte kaum zu atmen, weil er fürchtete, dass jeder Atemzug ihn tiefer in dieses unheimliche Schauspiel hineinziehen würde.

Seine Mutter war in dieser Nacht hinausgegangen, wie von einer unsichtbaren Hand gezogen. „Nur einen Augenblick“, hatte sie gesagt, „nur um das Licht zu sehen.“ Ihre Stimme war weich gewesen, beinahe träumerisch, und Lukas erinnerte sich noch heute daran, wie sie ihm über das Haar gestrichen hatte, bevor sie die Tür öffnete und hinaus in die Kälte trat. Er hatte sie beobachtet, wie sie über den schmalen Pfad ging, der sich zwischen den Felsen entlangschlängelte, und wie ihr Mantel im Wind flatterte, bis sie nur noch eine dunkle Silhouette gegen das gleißende Leuchten war. Sein Vater hatte geschwiegen, hatte nur starr in die Nacht geblickt, und Lukas hatte gespürt, dass etwas nicht stimmte. Es war nicht nur die Angst eines Kindes, es war ein Wissen, ein instinktives Begreifen, dass das Nordlicht nicht nur schön war, sondern gefährlich, dass es etwas forderte, das man ihm nicht geben durfte.

Doch seine Mutter kehrte nicht zurück. Minuten wurden zu Stunden, und die Stunden wurden zu einer Ewigkeit. Später erzählten die Dorfbewohner von einem Unfall, von einem falschen Schritt, von einem Sturz, den niemand hätte verhindern können. Sie sagten, der Pfad sei glatt gewesen, die Felsen tückisch, und der Wind habe sie vielleicht überrascht. Aber Lukas wusste, dass es kein Zufall war. Er hatte gesehen, wie das Licht sie umhüllte,

wie es sie verschluckte, und er war sicher, dass es sie gerufen hatte. Das Nordlicht hatte gefordert, und seine Familie hatte gehorcht. Seit jener Nacht war das Leuchten am Himmel für ihn kein Wunder mehr, sondern ein Fluch, ein ständiges Versprechen von Verlust.

Sein Vater sprach kaum noch, die Dorfbewohner mieden das Thema, und Lukas lernte früh, dass Schmerz nicht geteilt, sondern getragen werden musste. Er schwor sich, nie wieder jemandem zu erlauben, ihm so nahe zu kommen, dass das Nordlicht erneut zuschlagen konnte. Er baute Mauern aus Schweigen, aus Härte, aus Abweisung. Und doch blieb das Flüstern. Immer wenn die Lichter über den Himmel zogen, hörte er es wieder – ein fernes, unheimliches Wispern, das ihn daran erinnerte, dass Liebe und Verlust untrennbar verbunden waren.

Nach jener Nacht veränderte sich das Leben im Dorf unwiderruflich, zumindest für Lukas. Während die anderen Bewohner nach einigen Wochen wieder zur Tagesordnung übergingen, als sei der Tod seiner Mutter nur ein weiteres tragisches Ereignis in der langen Chronik der Küste, blieb für ihn die Welt zerbrochen. Er war noch ein Kind, doch er spürte, dass die Erwachsenen ihn anders ansahen, mit einer Mischung aus Mitleid und unausgesprochener Furcht. Manche flüsterten, dass seine Familie vom

Nordlicht gezeichnet sei, dass es nicht nur seine Mutter genommen, sondern auch ein unsichtbares Mal auf ihn gelegt habe. Andere sagten nichts, doch ihre Blicke verrieten, dass sie ihn mieden, als sei er selbst ein Vorbote des Unheils. Lukas lernte früh, dass Schweigen eine Waffe war, dass man sich schützen konnte, indem man keine Fragen stellte und keine Antworten gab.

Sein Vater, einst ein kräftiger Mann mit rauer Stimme und einem Lachen, das über die Klippen hallte, wurde still, beinahe durchsichtig. Er arbeitete weiter, ging hinaus aufs Meer, reparierte Netze, kümmerte sich um den Leuchtturm, doch in seinen Augen lag eine Leere, die Lukas mehr erschreckte als der Tod selbst. Es war, als hätte das Nordlicht nicht nur seine Frau genommen, sondern auch das Herz aus ihm herausgerissen. Lukas beobachtete ihn, wie er nachts am Fenster stand, den Blick auf den Himmel gerichtet, und er wusste, dass sein Vater das Flüstern ebenfalls hörte. Doch anders als Lukas sprach er nie darüber. Er trug die Last schweigend, und dieses Schweigen wurde zu einem Erbe, das Lukas übernahm.

Die Jahre vergingen, und mit jedem Winter, mit jedem erneuten Aufflammen des Nordlichts, vertiefte sich die Kluft zwischen ihm und den anderen. Während die Kinder des Dorfes lachten, Schlitten fuhren und sich gegenseitig Geschichten

erzählten, zog Lukas sich zurück. Er verbrachte Stunden allein am Meer, lauschte dem Rauschen der Wellen, studierte die Bewegungen der Vögel, und er begann, die Natur zu lesen wie ein Buch. Er erkannte Muster im Wind, sah, wie sich die Wolken veränderten, bevor ein Sturm kam, und er wusste, wann die See gefährlich wurde. Es war, als hätte das Nordlicht ihm nicht nur Schmerz gegeben, sondern auch eine besondere Wahrnehmung, eine Fähigkeit, die Zeichen der Welt zu deuten. Doch diese Gabe war für ihn kein Geschenk, sondern eine Mahnung: Alles war vergänglich, alles konnte genommen werden.

Manchmal träumte er von seiner Mutter. In diesen Träumen war sie nicht tot, sondern stand am Rand der Klippen, das Nordlicht über ihr, und sie lächelte. Doch das Lächeln war nie beruhigend, sondern voller Geheimnis, als wüsste sie etwas, das er nicht verstand. Er wachte dann schweißgebadet auf, mit dem Gefühl, dass sie ihn rief, dass sie wollte, dass er ihr folgte. Doch er weigerte sich. Er schwor sich, niemals dem Licht zu gehorchen, niemals den Stimmen nachzugeben, die ihn lockten. Er würde stark sein, würde widerstehen, auch wenn es bedeutete, allein zu bleiben.

So wurde er zum schweigsamen Jungen, später zum schweigsamen Mann. Die Dorfbewohner akzeptierten ihn, manche respektierten ihn sogar für

seine Kenntnisse der Natur, doch niemand kam ihm wirklich nahe. Er ließ es nicht zu. Er wusste, dass Nähe gefährlich war, dass Liebe tödlich enden konnte. Und so baute er Mauern, nicht aus Stein, sondern aus Schweigen und Härte. Der Leuchtturm wurde sein Zufluchtsort, ein Ort, an dem er die Welt beobachten konnte, ohne sich ihr auszuliefern. Er wurde zu einem Hüter, nicht nur des Lichts, das den Schiffen den Weg wies, sondern auch des Geheimnisses, das ihn seit Kindheitstagen verfolgte.

Lukas wurde älter, doch das Nordlicht blieb wie ein ständiger Schatten über seinem Leben. Es war nicht nur ein Naturphänomen, das den Himmel in Farben tauchte, sondern ein unaufhörliches Mahnmal, das ihn daran erinnerte, was er verloren hatte und was er niemals wieder zulassen durfte. Wenn die Lichter über die Küste zogen, wenn sie wie flammende Schleier über die Berge und das Meer tanzten, dann spürte er, wie sich die Vergangenheit in ihm regte. Er hörte das Wispern, das nur er zu hören schien, ein fernes, unheimliches Rauschen, das ihn warnte, dass Nähe gefährlich war, dass Liebe tödlich enden konnte. Er stand dann oft allein am Leuchtturm, den Blick auf den Himmel gerichtet, und er fühlte sich wie ein Wächter, der nicht nur das Meer, sondern auch sein eigenes Schicksal überwachte.

Manchmal, in den stillen Stunden der Nacht, wenn das Dorf schlief und nur das Knarren des Holzes und

das ferne Heulen des Windes zu hören waren, erinnerte er sich an die Stimme seiner Mutter. Sie war nicht laut, nicht klar, sondern wie ein Echo, das aus der Tiefe seiner Erinnerung kam. Er sah ihr Gesicht im Licht, sah die Wärme in ihren Augen, und er spürte, wie sehr er sie vermisste. Doch dieses Vermissen war nicht nur Schmerz, es war auch eine Warnung. Denn er wusste, dass das Nordlicht sie genommen hatte, dass es sie gerufen und verschluckt hatte, und er war überzeugt, dass es wieder zuschlagen würde, wenn er sich jemals erlaubte, jemanden zu lieben. Dieses Wissen wurde zu einem Teil von ihm, zu einer Wahrheit, die er nicht hinterfragen konnte.

So lebte er, abgeschottet, ein Mann, der sich selbst zum Hüter seines eigenen Fluchs gemacht hatte. Die Dorfbewohner respektierten ihn, manche fürchteten ihn, doch niemand wagte, ihm zu nahe zu kommen. Er war der Leuchtturmwärter, der Naturschützer, der schweigsame Hüter der Küste. Und in seinem Inneren trug er die Überzeugung, dass er allein bleiben musste, um andere zu schützen. Er war überzeugt, dass das Nordlicht nicht nur seine Familie, sondern auch ihn selbst gezeichnet hatte, dass er ein Teil dieses Fluchs war, und dass jeder, der ihm zu nahe kam, ebenfalls verloren gehen würde.

Doch das Schicksal hatte andere Pläne. Denn eines Tages sollte eine Frau in das Dorf kommen, eine Frau, die nicht an Flüche glaubte, die das Nordlicht nicht als unheilvolles Wispern, sondern als wissenschaftliches Rätsel betrachtete. Sie würde seine Welt erschüttern, seine Mauern durchbrechen, und sie würde ihn zwingen, sich dem zu stellen, was er so lange verdrängt hatte. Ihr Name war Eira, und sie kam nicht mit Geschichten, sondern mit Geräten, mit Formeln, mit der festen Überzeugung, dass alles erklärbar sei. Sie war das Gegenteil von ihm, rational, modern, voller Ungeduld gegenüber Mythen und Aberglauben. Doch gerade deshalb war sie gefährlich. Denn sie würde nicht nur das Nordlicht erforschen, sondern auch ihn, und in ihrem Blick würde er etwas finden, das er längst verloren glaubte: die Möglichkeit, wieder zu fühlen.

Eiras Ankunft

Der Bus, der Eira in das abgelegene Dorf brachte, war mehr ein Relikt vergangener Jahrzehnte als ein modernes Verkehrsmittel. Er knarrte bei jeder Kurve, die Sitze waren durchgesessen, der Stoff rau und von unzähligen Händen und Körpern gezeichnet, die Fenster beschlagen vom Atem der wenigen Fahrgäste, die schweigend nebeneinander

saßen, als hätten sie sich längst daran gewöhnt, dass Worte hier überflüssig waren. Eira, die rationalistische Astrophysikerin, deren Leben bisher von klaren Linien, Zahlen und Formeln bestimmt war, saß mit verschränkten Armen und einem Blick, der zwischen Ungeduld und Faszination schwankte. Sie war genervt von der archaischen Isolation, die sich bereits in den ersten Stunden der Reise zeigte: kein Empfang auf ihrem Telefon, keine Möglichkeit, ihre Geräte zu überprüfen, keine Spur von der urbanen Welt, die sie gewohnt war. Und doch konnte sie nicht leugnen, dass die Landschaft, die sich vor ihren Augen entfaltete, sie in einer Weise berührte, die sie nicht erwartet hatte.

Die Straße schlängelte sich durch endlose Wälder, deren Bäume wie uralte Säulen in den Himmel ragten, ihre Kronen schwer von Schnee, der in dichten Flocken fiel und die Welt in ein gedämpftes Schweigen hüllte. Zwischen den Stämmen blitzten vereinzelt gefrorene Bäche auf, die wie silberne Adern durch das Land zogen, und manchmal öffnete sich der Wald zu weiten Ebenen, auf denen das Licht des Nordens in einem fahlen Schimmer lag.

Eira drückte ihre Stirn gegen das kalte Glas des Fensters und spürte, wie die Kälte durch die dünne Scheibe drang, als wolle sie ihr zeigen, dass hier andere Gesetze galten als in den Städten, in denen sie bisher gelebt hatte. Sie dachte an ihre Forschung,

an die geomagnetischen Anomalien, die sie hier untersuchen wollte, und sie versuchte, die Schönheit der Landschaft in nüchterne Begriffe zu fassen: magnetische Störungen, atmosphärische Brechungen, Daten, die sich messen und analysieren ließen. Doch je länger sie hinausblickte, desto mehr entglitten ihr die Formeln, und sie musste sich eingestehen, dass es etwas gab, das sich nicht so leicht in Zahlen pressen ließ.

Der Busfahrer, ein alter Mann mit wettergegerbtem Gesicht, lenkte das Fahrzeug mit einer Ruhe, die Eira irritierte. Jede Kurve, jeder Anstieg schien ihm vertraut, als sei die Straße ein Teil seines eigenen Körpers. Ab und zu warf er ihr einen kurzen Blick zu, nicht neugierig, sondern prüfend, als wolle er herausfinden, ob sie hierher gehörte oder nicht. Die anderen Fahrgäste – zwei Frauen mit Einkaufstaschen, ein junger Mann mit grobem Wollmantel – schwiegen ebenfalls, ihre Augen auf die Landschaft gerichtet, als sei sie wichtiger als jedes Gespräch. Eira fühlte sich fremd, beinahe ausgeschlossen, und sie spürte, wie die Isolation des Ortes bereits in ihr wirkte. Sie war hier, um zu forschen, um Antworten zu finden, doch sie ahnte, dass sie sich nicht nur mit Daten, sondern auch mit Menschen auseinandersetzen musste, die eine andere Sprache sprachen – nicht die Sprache der

Wissenschaft, sondern die der Erfahrung, der Legenden, der stillen Beobachtung.

Als der Bus eine Anhöhe erreichte, öffnete sich der Blick auf das Meer. Es lag schwarz und unbeweglich unter dem bleigrauen Himmel, die Wellen eingefroren in einer unheimlichen Ruhe, und am Horizont erhob sich ein Leuchtturm, einsam und trotzig, wie ein Finger, der in den Himmel zeigte. Eira spürte, wie sich ihr Herz beschleunigte. Der Leuchtturm war nicht nur ein Bauwerk, er war ein Symbol, ein Versprechen. Sie wusste, dass er der perfekte Beobachtungspunkt für ihre Forschung sein würde, dass sie von dort aus die geomagnetischen Anomalien messen konnte, die sich besonders stark in dieser Region zeigten. Doch zugleich lag in seiner Silhouette etwas Bedrohliches, etwas, das sie nicht benennen konnte. Sie schüttelte den Gedanken ab, zwang sich, rational zu bleiben, und griff nach ihrem Notizbuch, in dem sie bereits Skizzen und Berechnungen festgehalten hatte.

Der Bus fuhr weiter, tiefer hinein in das Dorf, das sich wie ein verlorener Punkt am Rand der Welt ausbreitete. Kleine Holzhäuser, deren Dächer schwer von Schnee waren, standen dicht gedrängt, als suchten sie Schutz voreinander. Rauch stieg aus den Schornsteinen, der Geruch von Holz und Salz lag in der Luft, und die wenigen Menschen, die auf den Straßen gingen, warfen dem Bus nur kurze,

prüfende Blicke zu. Eira fühlte sich wie eine Fremde, ein Eindringling, und sie wusste, dass ihre Ankunft nicht unbemerkt bleiben würde. Sie war hier, um zu forschen, doch sie spürte bereits, dass sie Teil einer Geschichte werden würde, die größer war als ihre Arbeit.

Als der Bus endlich zum Stehen kam, war es, als würde die Zeit selbst einen Augenblick innehalten. Die Türen öffneten sich mit einem metallischen Knarren, und ein Schwall eisiger Luft drang in den Innenraum, scharf und klar, wie ein Schnitt durch die stickige Wärme des Fahrzeugs. Eira trat hinaus, ihre Stiefel versanken sofort im knirschenden Schnee, und sie spürte, wie die Kälte sich durch ihre Kleidung fraß, als wolle sie sie prüfen, ob sie stark genug war, hier zu bestehen. Das Dorf lag vor ihr, klein und gedrängt, eine Ansammlung von Holzhäusern, deren Dächer schwer von Schnee waren, und deren Fenster wie Augen wirkten, die sie neugierig musterten. Irgendwo in der Ferne hörte sie das dumpfe Heulen eines Hundes. Es war ein Ort, der zugleich lebendig und erstarrt wirkte, als sei er in einer eigenen Zeit gefangen, fern von allem, was sie kannte.

Sie zog den Mantel enger um sich und griff nach ihrem Koffer, der schwer war von den Geräten, die sie mitgebracht hatte: Messinstrumente, Notizbücher, kleine Prototypen, die sie selbst

entwickelt hatte, um die geomagnetischen Anomalien zu erfassen. Jeder Schritt durch den Schnee war mühsam, und sie spürte, wie die Dorfbewohner, die auf der Straße standen, ihr nachsahen. Es waren keine feindseligen Blicke, eher prüfende, abwartende, als wollten sie herausfinden, ob sie hierher gehörte oder nicht. Eira hob das Kinn, zwang sich, selbstbewusst zu wirken, obwohl sie sich innerlich fremd und verletzlich fühlte. Sie war Wissenschaftlerin, sie war hier, um Antworten zu finden, und sie würde sich nicht von den Blicken eines abgelegenen Dorfes einschüchtern lassen.

Ein alter Mann kam auf sie zu, seine Schritte langsam, sein Gesicht von Falten durchzogen, die mehr Geschichten erzählten, als Worte je könnten. Er begrüßte sie knapp, nannte ihren Namen, den er offenbar von der Busliste kannte, und deutete auf ein kleines Gasthaus am Rand des Dorfes. „Dort“, sagte er, „wirst du bleiben.“ Seine Stimme war rau, aber nicht unfreundlich, und Eira nickte, dankte ihm und machte sich auf den Weg. Das Gasthaus war ein schlichtes Gebäude, die Wände aus dunklem Holz, die Fenster klein und von Eisblumen überzogen. Als sie eintrat, umfing sie sofort die Wärme des Feuers, das im Kamin brannte, und der Geruch von Suppe und Brot ließ sie für einen Moment vergessen, wie müde sie war.

Die Wirtin, eine kräftige Frau mit roten Wangen und einem Blick, der zugleich neugierig und vorsichtig war, nahm sie in Empfang. Sie sprach wenig, zeigte ihr das Zimmer, das klein, aber sauber war, und stellte ihr eine Schale mit heißer Suppe hin. Eira setzte sich, nahm den Löffel, und während sie aß, spürte sie, wie die Wärme langsam in ihren Körper zurückkehrte. Doch ihre Gedanken waren nicht bei der Suppe, sondern bei dem Leuchtturm, den sie vom Bus aus gesehen hatte. Er war der Schlüssel zu ihrer Forschung, der Ort, von dem aus sie die geomagnetischen Anomalien messen konnte. Sie wusste, dass sie Zugang brauchte, und sie wusste auch, dass es nicht einfach sein würde.

Als sie später am Fenster ihres Zimmers stand, blickte sie hinaus auf das Dorf. Die Straßen waren leer, nur das Knarren der Bäume im Wind war zu hören, und über allem lag eine Stille, die beinahe bedrohlich wirkte. Sie dachte an die Isolation, die sie hier erwartete, an die langen Nächte, die sie allein mit ihren Geräten verbringen würde, und sie fragte sich, ob sie stark genug war, nicht nur die wissenschaftlichen Herausforderungen, sondern auch die Einsamkeit zu bestehen. Doch zugleich spürte sie eine seltsame Faszination. Die Landschaft war rau, ungezähmt, voller Geheimnisse, und sie wusste, dass sie hier etwas finden würde, das größer war als Daten und Formeln.

Eira verbrachte ihre erste Nacht im Dorf in einem Zimmer, das kaum größer war als ein Arbeitsraum, dessen Wände aus dunklem Holz bestanden und dessen Möbel schlicht und zweckmäßig waren. Das Bett knarrte bei jeder Bewegung, die Decke war schwer und roch nach Rauch und Salz, und durch das kleine Fenster drang ein fahles Licht, das von der Schneedecke draußen reflektiert wurde. Sie lag lange wach, hörte das Knacken des Gebälks, das Heulen des Windes, und sie spürte, wie die Stille des Ortes sich in ihr ausbreitete. Es war keine friedliche Stille, sondern eine, die Fragen stellte, die sie nicht beantworten konnte. Sie dachte an ihre Forschung, an die Geräte, die sie morgen auspacken würde, an die Messungen, die sie beginnen wollte, und sie zwang sich, rational zu bleiben. Doch immer wieder schweiften ihre Gedanken ab, zu dem Leuchtturm, den sie vom Bus aus gesehen hatte, zu der einsamen Gestalt, die sie sich dort oben vorstellte, und zu dem Gefühl, dass dieser Ort mehr war als ein Forschungsobjekt.

Am nächsten Morgen trat sie hinaus in die klare Luft, die so kalt war, dass sie ihr den Atem raubte. Der Schnee knirschte unter ihren Stiefeln, die Sonne stand tief und warf lange Schatten über die Dächer, und das Meer lag unbeweglich, als sei es selbst erstarrt. Sie ging durch die engen Gassen, vorbei an Häusern, deren Türen mit groben Schnitzereien

verziert waren, vorbei an einem Brunnen, dessen Wasser gefroren war, und sie spürte die Blicke der Menschen, die sie musterten. Es waren keine offenen Blicke, sondern kurze, prüfende, als wollten sie herausfinden, ob sie hierher gehörte oder nicht. Eira hob das Kinn, zwang sich, selbstbewusst zu wirken, und sie erinnerte sich daran, dass sie nicht wegen der Menschen hier war, sondern wegen der Anomalien, wegen der Daten, die sie sammeln wollte. Doch sie wusste, dass sie die Menschen nicht ignorieren konnte, dass sie Teil dieses Ortes waren, und dass ihre Forschung ohne sie nicht vollständig sein würde.

Sie machte sich auf den Weg zum Rand des Dorfes, wo der Blick frei auf das Meer und den Leuchtturm war. Der Turm ragte hoch und trotzig in den Himmel, seine Mauern von Wind und Salz gezeichnet, und er wirkte wie ein Wächter, der über das Land und das Meer gleichermaßen wachte. Eira spürte, wie sich ihr Herz beschleunigte.

Dir hat die Leseprobe gefallen?
Hier kannst du das Buch direkt bei Amazon bestellen.

Entdecke weitere Geschichten und Bücher www.etiligus.com